

Bericht über meine Krankheit

Meiner Frau Siglinde und meinen Kindern gewidmet

Ich sitze im Rollstuhl, gehe mit Unterarmstützen, habe den Schwerbehindertenausweis 100% G+B. Mein Rücken ist steif, in der Wirbelsäule und anderen Knochen sind Metastasen, und eine Stimmlippe ist gelähmt, so dass ich nicht singen und nicht normal sprechen kann. Warum schreibe ich diesen Bericht? Vor allem für mich, denn es ist das ereignisreichste Jahr in meinem Leben gewesen. Aber auch für Euch und andere, die mir in dieser Zeit beigestanden haben.

Vor einem Jahr konnte ich laufen, Rad fahren, tanzen, schwimmen, Pilze sammeln, Holz sägen und hacken, Unkraut jäten, Obst ernten, Rasen mähen, Dachrinnen reinigen, Fenster putzen, Gottesdienst halten, Posaune blasen, Gitarre spielen, im Pflegeheim mit den Leuten singen... Ja, es hat sich viel verändert in diesem Jahr, ich habe viel erlebt, viel erlitten, tiefe Erfahrungen gesammelt, viel Hilfe und Anteilnahme erfahren und dankbar die teilweise Genesung erlebt.

Die Zeit der Krankheit teilt sich in klar unterschiedene Zeitabschnitte, die ich auch sehr unterschiedlich wahrgenommen habe.

1. Die Zeit der rätselhaften Rückenschmerzen (August bis Dezember 2011)
2. Die Zeit des Wartens auf die Operation (16. 12. 2011 bis 23. 1. 2012)
3. Die Zeit der Schmerzen und der Träume (23. 1. bis 8. 2. 2012)
4. Die Zeit in der Nuklearmedizin (9. 2. bis 11. 3. 2012)
5. Die Zeit in der Rehaklinik Bad Dübener Heide (12. 3. bis 4. 5. 2012)
6. Die Zeit der weiteren Genesung zu Hause (4. 5. bis jetzt)
7. Ein Resümée

Die Zeit der rätselhaften Rückenschmerzen (August bis Dezember 2011)

Im Sommer 2011 haben Siglinde und ich rückblickend auf die neun Jahre seit meinem Ruhestand gesagt, dass dies die schönste Zeit unseres gemeinsamen Lebens gewesen ist. Natürlich hat jede Lebenszeit ihr Gutes gehabt. Aber so vielseitig und gleichzeitig entspannt war es früher nie. In diesem Sommer war der Kirchentag in Dresden, ich habe meine Nichte Romy getraut und ihr Kind getauft. Wir feierten Tante Gerdas 85. Geburtstag, das Hoffest bei Ekki, das Dorffest in Beyersdorf, Martins Geburtstag im Schloss Breitung. Ich hielt meine Seminare im Kirchlichen Fernunterricht. Gartenarbeit bei Ekki und Renate, Pilze sammeln und Radtouren. Posaunenchor, Gitarre, Englisch, Tanzen, Gymnastik, Klavierunterricht, Hausmusik. Die monatliche Kinderkirche in Fuchshain mit Rekordbeteiligung. In der ersten Augustwoche entrümpelte und renovierte ich zusammen mit Hans-Henning Böhmes Wohnung.

Allmählich und immer öfter setzten Rückenschmerzen ein. „Das ist normal in unserem Alter. Deswegen gehe ich ja seit Jahren in die Rückenschule.“ Aber die Schmerzen wurden schlimmer, und ich konnte die Gymnastik nicht mehr mitmachen. Der Rücken tat nicht regelmäßig weh. Die Seniorenfreizeit in Bärenfels konnte ich leiten, Ehepaar Hertzsch zur Goldenen, Ehepaar Albert zur Silbernen Hochzeit einsegnen. Aber das Abiturtreffen in Marienberg und den Mentorentag in Meißen musste ich kurzfristig absagen. Unseren Urlaub im Ostseebad Zingst konnten wir größtenteils genießen. An die Schmerzen hatte ich mich etwas gewöhnt, nur nach einer Radtour auf einem Damm wurde der Rücken zu sehr strapaziert.

Ab Oktober häuften sich die Arztbesuche. Erschwert wurde die Diagnose dadurch, dass der Schmerz wanderte von rechts nach links, von oben nach unten und umgekehrt. Einmal meinte ich, eine Nierenkolik zu haben, aber der Urologe fand nichts. Mein Orthopäde in Meerane konnte auf dem Röntgenbild nichts Verdächtiges entdecken. Die Heilpraktikerin richtete mein Becken zurecht und massierte mich. Die Hausärztin versuchte es mit homöopathischen Mitteln und mit Akupunktur. Sie schickte mich zur Messung der Knochendichte. Nichts half. Konnte ich nachts vor Schmerzen

nicht schlafen, lenkte ich mich im Wohnzimmer ab durch Hörbücher und Kartenspiel. Im November zähle ich zwölf Arztbesuche. Trotzdem versuchte ich, mein gewohntes Leben weiterzuführen. Sogar das Posauneblasen und das Tanzen mit Siglinde hielt ich durch. Und ich leitete die Besinnungswoche für Trauernde in Bärenfels. Mitte November begann ich in Fuchshain die Krippenspielproben. 17 Kinder wurden für das Spiel gebraucht, und Frau Oehler und Frau Gräfe unterstützten mich in bewährter Weise. Ich bekam ein Rezept für Krankengymnastik, wo ich regelmäßig durchgeknetet wurde, und wartete auf die Untersuchung in der Röhre. Ich konnte noch den Christbaum besorgen und die Christstollen vom Bäcker holen. Am 15. 12. fuhr ich ins Krankenhaus Grimma zum MRT.

Die Zeit des Wartens auf die Operation (16. 12. 2011 bis 23. 1. 2012)

Am 16. 12. bestellte mich meine Hausärztin zusammen mit Siglinde, um die MRT-Ergebnisse auszuwerten: Ein großer Tumor hat den 8. Brustwirbel zerstört, weitere kleinere Tumore befinden sich in der Wirbelsäule, in der Brust sieht man krebsartiges Gewebe. Sofortige Einweisung ins Krankenhaus ist nötig. Ich nahm diese Diagnose gelassen auf. Mein erster Gedanke war: Endlich ist die Ursache gefunden, die Zeit der Ungewissheit vorbei. Der zweite Gedanke: Jetzt bist du dran. Meist standest du Kranken als Gesunder gegenüber, jetzt trifft es dich. Mir fiel Hiob ein: Haben wir Gutes von Gott empfangen und sollten das Böse nicht auch annehmen?

Wir packten also die Sachen, es war ein Freitag Nachmittag, und fuhren mit Taxi zur Universitätsklinik in Leipzig. Zunächst wollte man uns wieder wegschicken, dann kam aber ein Arzt und untersuchte mich: Keine Lähmungserscheinungen, am Montag wiederkommen. Er rief vorsichtshalber den Oberarzt, und der entschied: Sofort ins Bett! Instabile Wirbelsäule, akute Gefahr eines Wirbelbruchs. Nicht auf die Toilette gehen, im Bett essen. Es folgten die üblichen Untersuchungen, die Operation wurde auf den 22. 12. festgelegt. Der Tumor sollte entfernt und die benachbarten Wirbel sollten durch eine Schiene stabilisiert werden. Am Vortag sollten mittels einer Sonde Adern verstopft werden, um die Gefahr starker Blutungen zu verringern.

Es kam anders. In der fächerübergreifenden Beratung des Falles wurden Bedenken laut und weitere Voruntersuchungen gefordert. Überraschend erhielt ich eine Art Korsett für den Rücken, und mit diesem „Rucksack“ durfte ich wieder frei herumlaufen. Ich lernte die neurochirurgische Station kennen und traf vor allem viele Patienten, denen Gehirntumore entfernt worden waren. Ich empfand mein Leid als klein im Vergleich mit ihnen. Durch Schmerzmittel waren meine Schmerzen geringer als vor der Krankenhauszeit. Ich hatte täglich Besuch und sang mit ihnen Weihnachtslieder, aber auch für mich allein, etwa in den Wartezeiten vor Untersuchungen. Die Ärzte saßen den ganzen Tag vor Computern, um die Bilder auszuwerten. Die Visite dauerte drei Minuten, der Stationsarzt gab dem Professor einige Informationen, dann zog die Mannschaft der 10-12 Ärzte wieder ab.

Und dann gab es eine große Freude: Die Operation wurde abgesetzt, ich bekam über Weihnachten Urlaub. Ich konnte das Fest zu Hause verbringen und mit meinen Kindern schöne Stunden verbringen. Ich konnte das Krippenspiel, das ich in Fuchshain eingeübt hatte, am Heiligen Abend sehen. Die Mütter, die mir assistiert hatten, hatten die Proben zu Ende geführt. Ich konnte am 2. Feiertag die Posaunen hören, Lieder und Stücke, die ich erarbeitet hatte. Ich konnte mit Siglinde Liebesnächte verbringen in dem Wissen: Das ist nun das letzte Mal. Ich konnte die Weihnachtsbotschaft für mich hören: „Weil Gott in tiefster Nacht erschienen, kann unsre Nacht nicht traurig sein.“

Den Ärzten ging es darum, den genauen Charakter des Krebsgewebes zu ermitteln. Aber die ersten beiden Biopsien (Gewebeproben am Hals und die Entfernung eines kleinen Tumors am Brustbein) brachten keine Klarheit. Über Silvester sollte ich in der Klinik bleiben. Als ich aber merkte, dass keinerlei Behandlung vorgesehen war, kämpfte ich um Urlaub und konnte es erreichen, dass ich Silvester Nachmittag nach Hause kam. Besinnlich und fröhlich feierten wir den Jahreswechsel. Nie

zuvor hatte ich Bonhoeffers Silvesterlied so auf mich bezogen: „Von guten Mächten treu und still umgeben, behütet und getröstet wunderbar, so will ich diese Tage mit euch leben und mit euch gehen in ein neues Jahr... Und reichst du uns den schweren Kelch, den bitteren des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand, so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern aus deiner guten und geliebten Hand. Doch willst du uns noch einmal Freude schenken an dieser Welt und ihrer Sonne Glanz, so wolln wir des Vergangenen gedenken, und dann gehört dir unser Leben ganz...“

Die folgenden Wochen vergingen mit Untersuchungen, Beratungen der Professoren, und Warten. Jedes Wochenende hatte ich Urlaub, täglich hatte ich Besuch, einmal auch vom Klinikseelsorger. An meinen „Rucksack“ hatte ich mich gewöhnt. Die Punktion des Tumors an der Rippe hatte endlich Klarheit gebracht: Die Wirbelsäulen-Metastasen kommen vom Struma-Karzinom im Brustraum. Erst soll der ursächliche Krebs operativ entfernt, dann die Wirbelsäule durch eine Schiene verstärkt und danach die Metastasen bestrahlt werden. Am Samstag, dem 14. 1., wurde ich regelrecht entlassen und am Mittwoch, dem 18. 1., auf der chirurgischen Station wieder aufgenommen. Der Oberarzt kam und sagte im Beisein von Siglinde, er könne die Brustoperation nicht durchführen. Durch eine frühere OP sei das Brustbein so stark vernarbt und mit Klammern und Drähten durchzogen, dass man dort nicht erneut aufschneiden könne. Wenn ich es unbedingt wolle und verantwortete, würde er es tun, aber eigentlich wäre es zu gefährlich. Da waren wir natürlich ratlos. Aber am nächsten Tag kam er wieder und sagte, er werde von der Seite und vom Hals her operieren, das sei eine Möglichkeit.

Noch einmal bekam ich Wochenend-Urlaub. Mein Studienfreund Wolfgang Gruner kam aus dem Erzgebirge, hörte meine Beichte und feierte mit uns das Abendmahl. So ging ich guten Mutes der Operation entgegen. Ich hatte die Erfahrung der früheren OP vor sieben Jahren im Hinterkopf. Damals hatte ich die Nähe Gottes gespürt, mich in der Nacht nach der OP wie in einen Mantel gehüllt gefühlt. Wenn Freunde oder Verwandte mir wünschten, bald gesund wieder heimzukehren, dachte oder sagte ich: „So wie jetzt werdet ihr mich nie wiedersehen. Wenn überhaupt, werde ich behindert sein.“ Und Schillers „Bürgschaft“ ging mir immer wieder durch den Kopf: „Ich bin, sprach jener, zu sterben bereit und bitte nicht um mein Leben. Doch willst du Gnade mir geben, so fleh ich dich an um drei Tage Zeit, bis ich die Schwester dem Gatten gefreit.“ Eine Zeitspanne, drei Wochen, drei Monate, vielleicht sogar drei Jahre, um nach den Strapazen noch einmal mit meinen Lieben zu leben, Dinge zu ordnen, in Ruhe Abschied zu nehmen. Das war mein Gebet. Nicht passten zu mir die Gebete im Gesangbuch „in schwerer Krankheit“, wo von Angst und Verzweiflung die Rede ist. Vollere Gottvertrauen ging ich der OP entgegen, die nun endlich am Montag, d. 23. 1., 7 Uhr, stattfinden sollte.

Die Zeit der Schmerzen und der Träume (23. 1. bis 8. 2. 2012)

Über diese Zeit hat Siglinde ein „Krankenhaustagebuch“ geführt. Darauf kann ich zurückgreifen, denn ich selber kann mich nur an wenige Ereignisse erinnern. Woran ich mich dagegen klar erinnern kann, sind die Träume, die ich an diesen Tagen hatte. Diese habe ich aufgeschrieben, nachdem ich wieder zu Hause war.

Die Operation dauerte den ganzen Tag. Siglinde war am späten Nachmittag vergeblich in der Klinik. In der folgenden Nacht konnte ich vor Schmerzen nicht schlafen. Ich dachte: Das überstehst du nicht. Aber es wurde doch Morgen, und ich hatte es überstanden. Jetzt merkte ich, dass ich nicht mehr sprechen konnte. Ein paar leise, raue Laute kamen heraus, zur Verständigung mit Arzt oder Schwester reichte das nicht. Nur Siglinde hielt ihr Ohr an meinen Mund und verstand mich teilweise. Ich sagte: „Du bist lieb.“ Am nächsten Tag wurde Siglinde kaum auf die Intensivstation gelassen, und dann sagte ich als erstes: „Besuch hat keinen Zweck. Bin so schwach.“ Aber dann war es doch gut, dass sie da war. Sie bestellte Grüße und fütterte mich. Atemnot und Husten plagten mich. Die Operation war normal verlaufen, und ich sollte am nächsten Tag auf die normale Station

verlegt werden. Auch eine Blutübertragung wurde durchgeführt.

Dort traf Siglinde den Chefarzt: „Der postoperative Verlauf ist normal,“ sagte er. Ich sagte zu Siglinde: „Manchmal denke ich, ich möchte sterben.“ Am Schluss des Besuchs aber: „Sie haben sich solche Mühe mit mir gemacht, da will ich mich auch anstrengen.“

Siglinde las mir an jedem Tag die Herrnhuter Losung vor. Am 27. 1.: „Gott ist unsre Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht.“ Ich meinte dazu: „Der erste Satz stimmt, der zweite nicht.“

Wie habe ich mich in diesen Tagen gefühlt? Schlimm waren die Nächste, ich schlief ein bis zwei Stunden, danach lag ich wach, das Gehirn wie unter Strom, ich war nicht fähig, einen Gedanken zu fassen oder eine Erinnerung wachzurufen. Endlos erschienen mir die Nächte. Wahrscheinlich dämmerte ich tags öfter dahin, vielleicht war das die Zeit der eindrücklichen Träume.

Mit Gott war ich uneins wegen des Verlustes der Stimme. In alles andere hatte ich eingewilligt. Aber muss das nun auch noch sein? Wie hätte es mich getröstet, wenn ich einen Choral hätte singen können. Nur der Text – das gab mir nichts.

Die Schmerzen waren meist erträglich, ich bekam ja starke Schmerzmittel, auch mittels einer Schmerzpumpe, die ich selbst betätigen konnte. Aber die Verwirrtheit, das Ausgeliefertsein. Wenn Schwestern mit mir zankten, sagte ich: „Ich kann nicht dafür, ich bin so verwirrt.“ Eine Schwester sagte: „Ihnen geht’s doch gut.“ Darüber empörte ich mich.

Tatsächlich besserte sich mein Zustand von Tag zu Tag. Auf der Bettkante sitzen, ein wenig essen und trinken, Rückgang des Fiebers.

Am 29. 1. konnte ich mit Siglinde reden. „Mit Bonhoeffers Lied bin ich nicht mehr einig. Von guten Mächten treu und still umgeben – so fühle ich mich nicht. Und reichst du uns den Kelch..., so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern – das kann ich nicht.“ Wir beteten EG 927: „Herr Gott, großes Elend ist über uns gekommen...“ und „In dir ist Freude in allem Leide...“

Die Losung am 30. 1. aus Jesaja 38, 16: Herr, lass mich wieder genesen und leben!

Ich hatte eine gute Nacht und freute mich auf Siglindes und Irmhilds Besuch. Plötzlich hatte ich den Wunsch, Siglinde eine Nachricht zu hinterlassen, falls ich sterbe, aber auch sowieso. Ich hatte die Kraft, ein paar Zeilen zu schreiben.

Leipzig, 30. 1. 2012

Liebe Siglinde,

ich kann nächste Woche nach Hause gehen, ich kann sterben – aber ich bin wieder einig mit mir und mit Gott. Ich kann das Opiumat absetzen, wenn ich will. Die Schwäche ist groß. Ich kann in den Himmel nicht eingehen als Starker, vielleicht war das Hochmut, ich kann eingehen als Sünder, als Schwacher, Verzweifelter, und das ist wunderbar. Zu den glaubensstarken Sätzen von EG + Bibel sind nun die Verzweifelten hinzugekommen, ein wichtiges Stück meiner Lebenserfahrung und Seelsorgeausbildung,

Vielleicht kommt auch noch einmal Kraft zurück, ich / wir gewinnen noch Zeit, und das „Programm“ kann weitergeführt werden.

Du bist mir in der schwersten Zeit eine unschätzbare Hilfe gewesen. So jetzt ist die Kraft erst einmal alle.

Die Besuchszeit war schön. Irmhild und Siglinde massierten mir die Füße, überbrachten Grüße, Irmhild hatte Obstsalat mit, und sie blieben bis nach dem Abendbrot. Ich bat um den Walkman und CDs, weil mich ständig fremde Stimmen und eintönige Melodien quälten.

Nach der schweren Operation ging es zwar langsam, aber stetig bergauf. Die Ärzte waren zufrieden. Der Wirbel war nicht gebrochen. Die zweite große Operation an der Wirbelsäule sollte folgen, wenn das Allgemeinbefinden wieder ausreichend gut wäre. Es kam anders.

Ich konnte an diesem Abend einschlafen und hatte einen schönen Traum, in dem Renate vorkam.

Nachts wachte ich von einem Knacks und furchtbarem Schmerz auf. Der Wirbel BW8 war gebrochen, die Querschnittslähmung setzte ein. Der Oberarzt sagte mir, es müsse sofort eine

Notoperation zur Stabilisierung der Wirbelsäule durchgeführt werden. Nur so könne die Querschnittslähmung vielleicht teilweise wieder rückgängig gemacht werden. Bei Aufschub könne es für immer zu spät sein. Er hielt mir ein Blatt zur Unterschrift hin. Ich aber war völlig verzweifelt und verwirrt und sagte: „Ich bin unfähig, eine Entscheidung zu treffen. Rufen Sie meine Frau an!“ Das war nachts um drei Uhr. Und meine liebe Siglinde, aus dem Schlaf gerissen, plötzlich mit der Nachricht konfrontiert, sagte Ja zu der Operation. Sie hatte eine Vorsorgevollmacht. Ihr verdanke ich, dass ich meine Beine wieder bewegen kann. Aber auf dem Weg zur Operation jammerte ich: „Warum lasst ihr mich nicht sterben? Warum muss ich das alles noch durchmachen, um dann krebskrank und gelähmt dahinzusiechen?“ Viel später erfuhr ich, dass man meine Wirbelsäule durch eine Metallschiene stabilisiert hatte. Erst in der Rehaklinik sah ich im Röntgenbild die zwei parallelen Rundstäbe, ca. 40 cm lang, und die 12 Schrauben in der Wirbelsäule. Und noch später ließ der Professor meinen Rücken fotografieren, um seinen Studenten die optimale Wundheilung mit den kaum sichtbaren Narben zeigen zu können.

Am späten Nachmittag des 31. 1. durfte Siglinde kurz in die Intensivstation kommen. Ich war noch kaum ansprechbar, sie streichelte mich, und ich flüsterte: „lieb“.

Am 1. 2. traf mich Siglinde mit Atemnot und Schluckbeschwerden an. Ich bat, sie solle mir Verse aus der Bibel lesen, den Klinikseelsorger benachrichtigen und den Walkman und CDs mitbringen. Die Beine waren steif und kalt, aber etwas Gefühl drin.

Am Folgetag war Siglinde lange da, ich schlief immer mal wieder ein, aber zwischendurch gab es Gespräch. „Ich muss dir etwas Wichtiges sagen. In der Nacht hatte ich ganz klare Gedanken und kam zu dem Entschluss, das Leiden (die Lähmung) auf mich zu nehmen. Gestern wollte ich lieber sterben, aber heute ist das anders.“

Am 3. 2. wurde ich auf eine normale Station verlegt, die dritte seit meiner Einweisung. Dort störte mich die Hektik. Die Rückenschmerzen waren schlimm, die Schlaflosigkeit nervte, die Pumpen der Lungendrainagen störten mich. Ich musste „Bettfahrrad“ fahren, wobei keine eigene Muskelkraft gemessen wurde. Ich sollte mich selbst rasieren und möglichst essen und trinken.

An den folgenden Tagen bekam ich Besuch: Gerburg und Eugen, Martin und Ina mit Jakob und Benno, Lydia und Frank. Pfarrer Häußler und Dr. Hartwig. Die Besuche waren für beide Seiten anstrengend, weil ich zwischen Realität und Träumen wechselte und schwer sprechen konnte. Immer bat ich die Gäste, ein Lied zu singen, z. B. „Du kannst nicht tiefer fallen als nur in Gottes Hand...“, und mir die Losung oder andere Bibelworte zu lesen. Ich versuchte, von meinen Träumen zu erzählen, wie ich mehrmals mein eigenes Sterben erlebte. Oder ich war am Boden festgebant und konnte mich nicht bewegen, bemühte mich um einen Rollstuhl, ohne Erfolg. Es ging um Hölle als unendliche Leere und das Paradies als harmonische Gemeinschaft in Vielfalt und ständiger Bewegung. Es ging auch um Opium und Todessymbole, ich nahm im Bett an einem Festival im Ausland teil, wurde dann vergessen und kam dann doch zurück in die Klinik. Der schönste Traum handelte von Siglinde. Sie ging mit mir durch die Nacht, und zu allem, was wir sahen, machte sie wunderschöne Gedichte. Beim Besuch bat ich sie, diese Gedichte unbedingt aufzuschreiben. Meine Träume waren mir eindrücklicher als die Realität, die ich nur verschwommen wahrnahm, während sich die Träume mir glasklar eingepägt haben, so dass ich sie nach meiner Rückkehr zu Hause aufgeschrieben habe. Der Klinikseelsorger kam mehrmals, ihm konnte ich meine Träume erzählen und darüber sprechen.

Wertvoll war die Post, die mir Siglinde bei jedem Besuch vorgelesen hat. Zwar hatte ich meist schnell vergessen, wer geschrieben hatte und was. Aber im Unbewussten war die Sicherheit: Unter dir ist ein Netz gespannt, du kannst nicht abstürzen. Auch viele Grüße wurden bestellt, und immer wieder wurde mir versichert, dass viele Menschen für mich beten.

Einen Traum vom 5. 2. will ich noch hervorheben. Er ist der Abschluss meiner inneren Auseinandersetzung mit dem Sterben. Es ging mit mir zu Ende, das Personal sprach ungeniert davon, dass ich nun abkratzen würde, und schob mein Bett nach draußen, weil das Zimmer schon

neu belegt werden sollte. Ich war zum Sterben bereit, obgleich mich der lieblose Umgang störte. Ich spürte, wie immer weniger Blut durch meine Adern floss. Plötzlich fiel mir ein, dass heute Nachmittag Siglinde und Irmhild kommen wollten und ich mich von ihnen verabschieden müsste. Mein Blut floss wieder schneller, ich versuchte zu telefonieren, landete schließlich wieder in meinem Zimmer, und Siglinde und Irmhild waren tatsächlich da. Der Traum ging in die Realität über. Irmhild sagte: „Wenn du sterben musst, halten wir dich nicht fest. Aber wir wollen dich doch so gern noch behalten.“ Von diesem Tag an wollte ich nicht mehr sterben. Mit der Verlegung in die Nuklearklinik wurde vieles anders.

Die Zeit in der Nuklearklinik (9. 2. bis 12. 3. 2012)

Die Operationen konnten das Krebsgewebe nicht restlos entfernen. Vor allem blieben die größeren und kleineren Metastasen in der Wirbelsäule und in anderen Knochen. Hierfür gibt es die gezielte Bestrahlung von außen und die Bestrahlung durch radioaktives Jod von innen. Für Letzteres wurde ich in die Nuklearklinik verlegt. Ich nahm zwei Tabletten ein, das radioaktive Jod verteilte sich über das Blut in meinem Körper überall dort, wo strumaartiges Gewebe war, also in den Krebszellen. Man gibt dann radioaktive Strahlung ab, weshalb man eingesperrt ist und keinen Besuch empfangen darf. Auch das Personal soll jeden unnötigen Kontakt vermeiden. Die Schwestern trugen Geigerzähler, die starke Geräusche abgeben. Mein Körper nahm ungewöhnlich viel Jod auf, was die Nebenwirkungen verstärkte, aber auch eine starke Wirkung gegen den Krebs erwarten ließ. In der Regel versorgen sich die Patienten weitgehend selbst. Da war mein erbärmlicher Zustand ein Problem. Der Oberarzt fragte meine Frau, ob sie bereit wäre, mit in mein Zimmer einzuziehen und bei der Pflege und Betreuung zu helfen.

So zog Siglinde am 10. 2. bei mir ein, quasi als Mitpatientin und gleichzeitig Pflegerin. Ihre ständige Nähe war eine Wohltat. Sie half beim Waschen, machte das Essen zurecht, was ich nur mühsam schlucken konnte (aber die Suppen schmeckten mir), massierte mir die eiskalten Füße. Wir hielten gemeinsam die Morgenandacht und das Abendgebet. Nachts entlastete sie die Nachtschwester, die mich fast stündlich auf die andere Seite drehen musste. Verständnissvoll kümmerten sich die Schwestern, der Oberarzt hatte Zeit für das Gespräch. Das war so anders als der Routinebetrieb auf der chirurgischen Station, unter dem ich gelitten hatte.

Nach zehn Tagen war die Strahlung so weit abgeklungen, dass ich in die Radiologie verlegt werden sollte. Dort war aber kein Bett frei. Also durften wir in unserem Zimmer bleiben, und ich wurde zu den Bestrahlungen jeweils im Bett hingefahren. Jetzt wurde gezielt der große Tumor BW8 von außen bestrahlt. Das alles wurde unbürokratisch geregelt. Ich empfand gegenüber dem Arzt und den Schwestern große Dankbarkeit und habe mich vor der Entlassung zu einem Dankschreiben aufgegriffen.

Übrigens gab es in dieser letzten Zeit auch eine Physiotherapeutin, die von einer anderen Station kam und in meinen Beinen kleine Muskelbewegungen zuwege brachte. Sie half mir, mich aufzusetzen und die Beine aus dem Bett baumeln zu lassen. Nach dem Ende der Bestrahlungen verging noch Zeit, bis in der Rehaklinik ein Bett frei war. Das Besuchsverbot wurde für mich gelockert. Ich durfte Renate, Samson, Nyasha und Valentine empfangen, aber auch Christian Führer und Helmut Melzer. Sie mussten alle Schutzkleidung überziehen, aber sie durften kommen. Am 12. 3. brachte mich ein Krankenwagen liegend nach Bad Dübren, Siglinde fuhr mit.

Die Zeit in der Rehaklinik (12. 3. bis 4. 5. 2012)

Meine Bedenken, dass ich in der Rehaklinik unter Stress gesetzt würde, zerstreuten sich schnell. Ich erhielt ein Einzelzimmer. Ärzte, Schwestern und Pfleger nahmen sich meiner liebevoll an und peppelten mich wie einen Säugling auf. Nichts wurde von mir verlangt. Flüssige Nahrung ans Bett, später Wunschkost. Mein erster Wunsch: Kartoffeln und Quark. Dann Spinat und Rührei. Von

Anfang an Physiotherapie am Bett. Immer noch Eisbein und Bleifuß. Aber auch beginnende Beweglichkeit. Infusionen. Schlaftablette für die Nacht. Schmerzmittel nach Bedarf. Inhalation für die Lunge, mühsames Abhusten.

Die Kinderkirche hatte mir aus Fuchshain die Jahreslosung geschickt, mit einem von den Kindern verzierten Rahmen und von den Eltern unterschrieben: Christus spricht: Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Dieses Wort brachte Siglinde an der Pinnwand an, an der die Informationen der Klinik hingen. Meine Schwäche war offensichtlich. Ich war unfähig, mich auf die Seite zu drehen oder allein aufzusetzen. Mein Blutdruck war etwa 70 : 40. Ich konnte weder lesen noch schreiben und hatte auch am Fernsehen kein Interesse. Aber ich nahm die Schwäche an und erlebte staunend und dankbar, wie allmählich die Kraft zunahm. Dabei gab es trotz der Schmerzen und Beschwerden Glücksmomente, den ersten Gang zur Toilette, das erste Geduschtwerden, das erste Rutschen auf dem Brett vom Bett in den Rollstuhl. Die erste Ausfahrt im Rollstuhl ins Freie. Nach zwei Wochen konnte ich wählen zwischen Essen im Bett oder im Rollstuhl im Speiseraum. Lange noch blieb die Schwäche, der niedrige Blutdruck, die kalten Füße, der kurze Atem. Und natürlich die leise, krächzende Stimme. Aber ich bewegte mich geschickt im Rollstuhl und wurde mehr und mehr selbständig.

In dieser Zeit nahm ich Abschied von meinem früheren Leben. Wie man um einen Menschen trauert, weinte ich um die verlorenen Möglichkeiten. Nie wieder Rad fahren, schwimmen, wandern, Pilze sammeln, Berge besteigen, Ski laufen. Nie wieder reisen, Verwandte und Freunde besuchen. Nie wieder singen, Posaune blasen, Chor leiten. Nie wieder Holz hacken und sägen, Laub rechen, Dachrinnen reinigen, Rasen mähen, Wände und Türen anstreichen. Nie wieder Gottesdienst halten, Krippenspiel einüben, Kinderkirche gestalten, Studierende unterrichten, im Pflegeheim tätig sein. Während ich mir das alles so vorstellte, wie reich und vielseitig mein Leben gewesen war, liefen die Tränen. Etwa zwei Wochen lang ging das täglich so. Danach war ich frei, über das nachzudenken, was mir blieb und was vielleicht auch neu geschenkt würde.

Von Anfang an hatte ich viel Besuch und Post. Siglinde kam täglich außer dienstags, und meist kam außerdem noch jemand mit. Aus Leipzig, Dresden, Chemnitz, Hamburg, Berlin, Greifswald, Braunschweig, Ludwigshafen, Heilbronn, Coswig, Teutschenthal, Markkleeberg, Meerane und dem Erzgebirge kamen meine Besucher. Sie fuhren mich durch den Kurpark, und ich konnte dort das Erwachen des Frühlings so intensiv erleben wie nie zuvor. Auch hatte ich mehr und mehr Kraft, mit dem Besuch zu reden, auch wenn ich danach immer erschöpft war. Unter den Besuchern waren vier Pfarrer, mein Studienfreund, mein Sellerhäuser Kollege, der alte und der neue Gemeindepfarrer. Ich erhielt eine Krankensalbung und feierte zweimal das heilige Abendmahl. Siglinde rief mich jeden Morgen an und las mir durchs Telefon die Losung des Tages.

In der Karwoche waren die Lebensgeister erwacht. Ich hatte wieder geistige Interessen, bat um den Workman, hörte die Matthäuspasion und Hörbücher und ließ mir von Siglinde die gesamte Post mitbringen, die ich in der Zeit meiner Krankheit erhalten hatte. Brief für Brief nahm ich mir vor und war überwältigt. Wie viel Mitgefühl, wie viele Erinnerungen, wie viel Dank steckte in diesen Schreiben. Und die meisten hatten keinerlei Reaktion erhalten. Ich musste ihnen danken. So setzte ich mich hin und fing an zu schreiben, am Ende waren es drei Seiten. Siglinde kopierte sie, brachte mir Umschläge und Briefmarken, und in den folgenden zwei Wochen war ich in meiner Freizeit damit beschäftigt, Post zu versenden. Über achtzig Briefe sind es geworden.

Für meinem 69. Geburtstag hatten wir vorgesorgt, dass nicht zu viel Besuch käme, nur Siglinde, Irmhild, Renate und Martin. Am Vormittag hatte ich zum ersten Mal Treppe steigen geübt. Mittags spendierte ich für das Personal Pizza. Es kamen dann noch Überraschungsgäste: Hans-Georg Meinelt, mein Ortspfarrer Albrecht Häußler und meine beiden Musikschüler Christoph und Johannes mit ihren Großeltern. Sie brachten mir ein Ständchen mit Trompete und Tenorhorn. Natürlich gab es auch wieder viel Post.

In dieser Zeit hatte ich auch den Mut, im christlichen Erholungsheim in Jonsdorf mitzuteilen, dass die geplante Seniorenfreizeit im August auf jeden Fall stattfinden wird. Ich entschied mich für das

Thema: Krisen sind Chancen. Siglinde bat ich, ihren 70. Geburtstag im Juni im Schloss Breitung zu feiern, wie es Martin schon lange gewünscht hatte. Sie zögerte zwar noch mit dem Versenden der Einladungen, aber freute sich doch sehr.

In der Klinik wurde mir wieder deutlich, was für eine Minderheit Christen in unserem Land sind. Nur wenige gaben sich zu erkennen. Aber Gespräche über den Glauben gab es schon. Eine Schwester fragte mich z. B., wie ich meine schwere Krankheit mit dem Glauben an Gott verbinden kann. Mit einem schwer behinderten Mitpatienten, Lothar, habe ich noch telefonische Verbindung. Lustig war, dass sich eines Tages herausstellte, dass der Praktikant, der mit mir Krankengymnastik machte, Franzose war. Wir versuchten, französisch miteinander zu reden. Als das Gespräch aber auf den Glauben kam, war dann deutsch doch besser. Eine Physiotherapeutin erzählte, dass ihre beiden Söhne begeistert in der örtlichen Kurrende singen und dass es eine österliche Abendmusik gibt. Ich fuhr mit Taxi und Rollstuhl zur Kirche und war überrascht, als 70 Kinder und Jugendliche in die Kirche einzogen und eine wunderbare Vesper mit alter und neuer Musik, Lesungen und Gebeten gestalteten.

Die Entlassung näherte sich. Mir waren die neun Wochen nicht zu lang, weil ich von Woche zu Woche die Fortschritte spürte, auch die Mitfreude des Personals und dessen Kompetenz. Ich hatte inzwischen gelernt, mit zwei Unterarmstützen zu laufen. Meine Therapeutin erfüllte mir auch die Bitte, einmal ins Therapiebad zu gehen. Als die Oberärztin den Entlassungstermin 8. Mai bekanntgab, sagte ich: „Dann müssen Sie mir aber am Sonnabend zuvor Urlaub geben, damit ich das Posaunenjubiläum miterleben kann.“ So wurde die Entlassung drei Tage vorverlegt.

Die Zeit der weiteren Genesung zu Hause (4. Mai 2012 bis jetzt)

Natürlich war das eine große Freude, nach fast fünf Monaten Klinikaufenthalt heimzukehren in die eigenen vier Wände und zur geliebten Frau. Wie gut, dass wir eine Erdgeschosswohnung haben! Durch die Besserung meiner Beweglichkeit konnte auf den Umbau des Bades verzichtet werden. Ich erhielt am ersten Tag einen Badewannenlift, eine Toiletten-Sitzerhöhung mit Haltegriffen und einen Rollstuhl, der gerade noch durch die Türen zur Küche und zum Bad passte. Meine Schwager Ekkehard hatte Rampen angefertigt, damit ich mit dem Rollstuhl hinaus auf die Terrasse fahren konnte. Nachdem ich beim ersten Versuch nach hinten umgekippt war, machte ich es geschickter, und das passierte nicht wieder. Er hatte auch einen Wohnzimmerschrank mit einer Platte versehen, so dass ich ihn als Schreibtisch verwenden konnte. (Mein Arbeitszimmer befindet sich unter dem Wohnzimmer und ist über eine Wendeltreppe erreichbar bzw. zunächst für mich nicht erreichbar.) Es zeigte sich, dass ich mit dem Rollstuhl in allen Zimmern zurecht kam.

Am nächsten Tag fand in Großpösna das Posaunenfest statt. Ich hatte es 2011 mit geplant und vorbereitet. Unser kleiner Posaunenchor, den ich nach unserem Umzug nach Großpösna gegründet hatte und der trotz allem Auf und Ab zehn Jahre Bestand gehabt hatte, lud die Nachbarchöre zu einer Jubiläumsfeier ein. Unter Leitung von Landesposaunenwart Schlegel musizierten ca. 50 Bläserinnen und Bläser zunächst im Rittergutshof, und nach einer Kaffeepause im Zelt in der Kirche Fuchshain. Das Bedauern, nicht mit blasen zu können, war gering gegenüber der Freude, als Hörer dabei zu sein. Meine vier Trompetenschüler hatte ein Profi weiter ausgebildet, sie bliesen ihre ersten Stücke mit.

Aber auch der Alltag enthielt viele Freuden: Ich konnte wieder Klavier spielen, am Computer Post erledigen, mit Siglinde die Morgenandacht halten, ihre Zärtlichkeit genießen und kleine Ausfahrten im Rollstuhl machen. Auch gab es wieder viel Besuch und immer Blumen in der Wohnung. Sonntags wurde ich zum Gottesdienst gefahren. Die Hausärztin kam und zweimal in der Woche die Therapeuten zur Krankengymnastik und zur Logopädie. Ich musste jetzt die Übungen jeden Tag selbständig machen. Das kostete Energie, aber die Fortschritte beflügelten mich. Gerburg brachte mir einen Rollator, Martin einen Heimtrainer. Täglich mehrmals ging ich mit den Unterarmstützen eine halbe Runde ums Haus.

So kam bald die zweite Radio-Jod-Therapie in der Nuklearklinik Anfang Juni heran. Ich wurde als alter Bekannter freundlich aufgenommen und überstand die Bestrahlung ohne schwere Nebenwirkungen. Allerdings hatte ich hinterher fast vier Wochen „Geschmacksverirrung“. Alle Speisen schmeckten „latschig“ (fade), und manches, z. B. Erdbeeren und Schokolade, eklig. Nur Nüsse, Kräuterquark und Bier behielten ihren normalen Geschmack. Ich zwang mir die Mahlzeiten hinein und nahm weiter zu an Gewicht und Kraft.

Jetzt richtete sich der Blick auf Siglindes 70. Geburtstag. Ekkehard nahm fünf Tage frei und war unser Chauffeur. Alle Kinder und Enkel außer Frederike und Benno waren ins Schloss Breitung gekommen, dazu die Geschwister vollzählig und einige Freundinnen. Es war ein fröhliches Fest mit Schlossführung, Konzert, Papiertheater, Lagerfeuer, einem Ausflug in ein benachbartes Schloss und einer selbst gestalteten Andacht in der Basilika neben dem Schloss. Die Schlosstreppen waren für mich grenzwertig, aber ich hatte Hilfe und konnte mich in mein Zimmer zurückziehen, wenn es mir zu viel wurde. Die Freude, dass ich dabei sein konnte, prägte das Fest.

Ein weiteres Ereignis schloss sich an, die Examenfeier des Kirchlichen Fernunterrichts in Neudietendorf bei Erfurt. Das lag auf halber Strecke nach Hause, und so konnten wir teilnehmen. Ich war zehn Jahre mit Freude Dozent für Praktische Theologie, und mein Dienst sollte mit diesem Examen beendet werden. Damit war durch die Krankheit vorzeitig Schluss, und ich konnte natürlich auch nicht mit prüfen, aber den Gottesdienst und den Festabend konnten wir mitfeiern, mit Dozenten und Absolventen reden und eine herzliche Verabschiedung erleben.

Bis zum nächsten Ereignis, der Seniorenfreizeit in Kurort Jonsdorf, waren nun sechs Wochen Zeit, wieder ausgefüllt mit Arztbesuchen und Training, in das jetzt auch die Kellertreppe regelmäßig einbezogen wurde. Damals erhielt ich den Schwerbehindertenausweis, Merkzeichen G+B und die Pflegestufe 1. Ich stellte mich in einer Spezialwerkstatt vor, die Autos für Behinderte umbaut und ließ meine Beinkraft und Beweglichkeit prüfen. Ich konnte wieder kleine Strecken Auto fahren, die Rückenbelastung wurde später durch einen speziell gefederten Sitz gemindert. Und ich wagte es, ins Waldschwimmbad nach Naunhof zu fahren, dort mit den Stützen bis an den Beckenrand zu laufen und dann mit Schwimmhilfe im Nichtschwimmerbecken Schwimmbewegungen auf dem Rücken zu machen.

Es war mir nicht gelungen, einen Leiter für die Freizeit zu finden, weder einen Meeraner Pfarrer noch einen Ruheständler. Schließlich kam mein Studienfreund für drei Tage mit und war eine große Hilfe und Bereicherung. Ich fuhr mit dem Auto hin. Schon bei der Begrüßung gab es ein großes Hallo. Die Leute aus Meerane und Waldsachsen waren so glücklich über das Wiedersehen und dass die Freizeit, die wir zum dreizehnten Mal miteinander hielten, stattfinden konnte. „Haus Gertrud“ übertraf alle Erwartungen, wir hatten herrliches Wetter, und Siglindes Schwester Gerburg sang mit uns und machte Sitztänze in bewährter Weise. Über Mängel in der Leitung wurde großzügig hinweggesehen. Ich hatte mir einen Sprachverstärker gekauft, und so war ich mit meiner schwachen Kratzstimme einigermaßen verständlich, wenn alle lauschten. Zum Thema „Krisen sind Chancen“ tauchten wir in die Bibel ein zu Elia und Jona, Petrus und Paulus, und waren doch zugleich bei uns und unseren traurigen und ermutigenden Erfahrungen.

Seither sind wieder zwei Monate vergangen, die wir zu Hause verbrachten, abgesehen von kurzen Besuchen bei Ekkehard in Sermuth und bei Martins Familie, die im Mai nach Naunhof OT Lindhardt gezogen war. Wir genossen den warmen Herbst, zusammen mit den Menschen, die uns besuchten und zum Teil auch bei uns übernachteten. Die weiteste Reise hatte Catherine, die Deutschlehrerin aus Paris.

Die Beinkraft nahm weiter zu. Ich fuhr jetzt selbständig mit dem Rollstuhl durch unsere Siedlung, stieg aus und schob den Rollstuhl wie einen Rollator, bis die Beine schlapp wurden, dann setzte ich mich wieder hinein und fuhr weiter. Und ich versuchte, Rad zu fahren. Nicht mehr nur mit dem Heimtrainer, nein, mit Siglindes Damenfahrrad. Denn mein Gleichgewichtsorgan ist doch in Ordnung. Beim zweiten Versuch gab es beim Aufsteigen einen Sturz mit Hautabschürfungen, da legte ich eine Pause ein. Jetzt fahre ich ab und zu eine kleine Runde, wenn ich mich stark fühle und

das Wetter schön ist.

Die Stimmübungen hatten eine deutliche Verbesserung gebracht, aber nach einem halben Jahr ging es nicht mehr vorwärts. Ein Phoniater in Leipzig schlug mir eine Kehlkopf-OP vor. Ich zögerte nur kurz wegen der Risiken und meldete mich in der Kopf-Klinik (Acqua-Klinik) an. Der Eingriff war ambulant, die gelähmte Stimmlippe wurde mit einem Mittel unterspritzt, das sie vergrößerte, wodurch der Stimmschluss durch die bewegliche Stimmlippe verbessert wird. Es ging alles gut, und meine Stimme ist normaler, tiefer und verständlicher geworden. Sogar eine paar Brummtöne kann ich wieder hervorbringen. Diese Maßnahme muss voraussichtlich wiederholt werden, da der Körper das Mittel wieder abbaut.

Wiederholt wurde auch die Radio-Jod-Therapie, wofür ich vom 7. bis 12. November zum dritten Mal in die Nuklearklinik einberufen wurde. Als „alter Hase“ wurde ich von Ärzten und Schwestern herzlich begrüßt. Die Untersuchungen in verschiedenen „Röhren“ brachten ein sehr erfreuliches Ergebnis: Die Tumore waren im Vergleich zu März nicht nur nicht gewachsen, sondern deutlich geschrumpft. Die Blutuntersuchungen bestätigten dies. Vor Freude weinte ich.

Ich werde den Ärzten und Therapeuten weiterhin treu bleiben. Aber bis Jahresende sind keine größeren Maßnahmen geplant. Die von mir erhoffte und erbetene Zeit, in der ich relativ normal mit meinen Lieben leben kann – jetzt ist sie da.

Ein Resumée

Ich bin genesen, weil mich hervorragende Ärzte behandelt, Schwestern gepflegt und Therapeuten gefördert haben,
weil viele liebe Menschen an mich gedacht und für mich gebetet haben,
weil meine Siglinde mir mit der Kraft ihrer Liebe beigestanden hat,
weil Gott mir Hoffnung und Lebensmut zurückgegeben hat,
weil ich mit Geduld und Energie das nötige Training durchgeführt habe.

Ich habe erlebt, dass Bibelworte wie Brot sein können, das ernährt, und welche Kraft aus der Dankbarkeit kommt.

Ich muss oft an Hiob denken. Wie er konnte ich zunächst die Schicksalsschläge aus Gottes Hand nehmen. „*Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.*“ Wie bei Hiob kam die Zeit, in der ich nur noch sterben wollte, wegen meiner verlorenen Stimme mit Gott im Streit lag und gut gemeinte Trostworte mich kaum erreichten. Dann aber beugte ich mich unter Gottes Willen. Und schließlich gab es für mich neues Glück mit neuen Chancen.

Mehr noch ist mir auf den Leib geschrieben, was im 2. Brief des Paulus an die Korinther im 1. Kapitel steht (nur dass meine Landschaft Asien die Uniklinik Leipzig war):

Die Not, die ich in Asien erlitten habe, liebe Geschwister, will ich euch nicht verhehlen. So über alles Maß, so über meine Kräfte hatte ich zu tragen, dass ich auch mein Leben verloren gab. Ich hielt es für entschieden, dass ich nun zu sterben hätte, und das war gut so. Denn so verlässt man sich nicht mehr auf sich selbst, sondern allein auf Gott, der aus Toten Lebendige zu machen vermag. Er hat mich dieser großen Todesgefahr entrissen und wird es auch künftig tun. Ich verlasse mich auf ihn, dass er mich auch in künftigen Bedrängnissen retten wird. Auch ihr habt in eurem Gebet mitgewirkt, dass ich am Leben blieb. Denn so wollte es Gott: dass viele Menschen sich an ihn wenden und in vielen Gebeten mit mir zusammen und an meiner Stelle für die große Hilfe danken, die ich empfangen habe. (Übersetzung Jörg Zink)

Dietmar Koenitz

Großpösna, am 14. 11. 2012